

Martha Weiser

Blitzlichter meines Lebens

Autobiografie

EDITION
TANDEM

*Meinen Kindern
Erentraut, Wolfgang, Adelheid, Maria, Bernward und Johannes
in Liebe gewidmet*

Inhalt

Ein Wort zuvor	5
Erste Erinnerung – mein Vater	7
Meine Mutter	9
„Mama, bitte sperr mich ein!“	12
Untergang und Krieg	14
Die erste Wanderung	15
Unter Schock	16
„Da ist der Teufel los“	18
Erlebnis Weihnacht	19
Die Bibel	20
Nahe dem Tod	22
Der Bund „Neuland“	24
Obdachlos	25
Grinzing	26
Das Kloster Döbling	29
Dollfuß ermordet	31
Jüdische Familien	32
Hitler in Wien	33
Stift Nonnberg	36
Schicksalhafte Begegnung	41
Bramberg in Oberpinzgau	43
Zehn Jahre „nur“ Hausfrau und Mutter	47
Hochzeit und Krieg	47
Unsere Kinder	53
„Nur“ Hausfrau	56
Der Ruf in die Politik	59
Im Salzburger Landtag	63
25. Juli 2001 – Josef Klaus †	69

Land oder Stadt	73
Von der Legislatur zur Exekutive	75
Ja, die Sprechstunden!	77
Dienstbesprechungen	79
Der 11. September 2001	83
Faszination Hellbrunn	85
Wie es dazu kam	85
Ein Abend im Lustschloss Hellbrunn	86
Die Gesellschaft Hellbrunn	88
Das Steintheater – Reaktivierung	88
Das Fest	90
Aktion „Gesundes Salzburg“	99
Soziales	101
Essen auf Rädern	102
Hauskrankenpflege	103
Die Frauenhilfe	103
Spitalsdienst	105
Katastrophenhilfe Österreichischer Frauen	105
Der erste Pensionistenklub	109
Marschall Malinowsky auf Besuch in der Stadt	112
„Gott, was willst Du von mir?“	114
Das Jahr 1988	115
„Du hast Worte des ewigen Lebens.“	117

Ein Wort zuvor

Schon zu meinem 80. Geburtstag, das ist schon fast sieben Jahre her, schenkte mir mein Sohn Wolfgang dieses „Buch“ mit den leeren Seiten und meinte: „*Du hast soviel erlebt, schreib es auf!*“ Diese Worte hörte ich seither von vielen Freunden, wenn ich, angeregt durch eine nette Runde, etwas erzählte. Als mich das Katholische Bildungswerk in Salzburg für den März 1998 zu einem Abend bat, der „Erinnerungen“ hieß, war ich überrascht über das Echo. Endlich, jetzt, mit 88 Jahren, beginne ich wirklich damit, nicht ohne manches Bedenken! Es sollen keine Memoiren sein, dazu fühle ich mich zu wenig bedeutend und es ist auch komisch, immer von sich selbst zu reden, als wäre man so wichtig. Außerdem gibt es Dinge im Leben, die man nur einem Menschen oder nur Gott sagt und sagen kann. Diese fehlen hier. Es fehlen auch Tage, ja vielleicht Jahre, die nichts aufzuweisen hatten. Wer wagt zu sagen, dass es in seinem Leben keine verlorene Zeit gegeben hat, unwiederbringlich und nicht genützt!? Gern möchte ich auch, dass es mir gelingt, keinen Menschen, der mir begegnet ist, zu kränken oder gar zu beleidigen und keinen, der mich gekränkt oder beleidigt hat, die versöhnende Hand zu verweigern. So wird es kein exakter Lebenslauf, sondern, wohl in chronologischer Folge, Lichter und Blitze, die mein Leben und mich selbst getroffen haben. Entscheidende Blitze, die das Werden des Menschen beeinflussen, aber auch traurige, ernste und heitere, die ich dankbar in mir verwahre. Euch, Erentraut, Wolfgang, Adelheid und Maria, aber auch Bernward und Johannes, die beide bereits in der Ewigkeit sind, sind diese Erinnerungen gewidmet. Vielleicht erwecken sie in euch ein kleines Echo, ein Lachen, ein Lächeln, ein Betroffen-Sein, eine Einsicht, ein Verstehen. Das wäre, was ich mir wünsche und was ich zuvor sagen wollte.

Erste Erinnerung – mein Vater

Meine erste Erinnerung aus meiner Kindheit ist der Blick auf ein totes Gesicht. Mein Vater starb an TBC als ich vier Jahre alt war. Jemand hielt mich am Arm hoch, und von oben herab blickte ich auf das tote Antlitz. Es hat sich mir für immer eingepägt, ein weißes Gesicht mit dunklen Haaren und dunklem Bart. Ich wusste nicht, was der Tod bedeutet, erst später verstand ich, dass dieses Antlitz der „Tod“ war. Keine andere Erinnerung von ihm kann mir sagen, wie mein Vater war, was für ein Mensch, ernst oder gütig, oder heiter. Nichts ist da. Nur dieses eine Bild, das bis heute klar in mir ist. Was ich sonst von ihm weiß, hat man mir erzählt.

Eine kleine Episode erzählte mir meine Mutter:
Wir besuchten meinen Vater in der Lungenabteilung des Krankenhauses. Es war ein schöner, sonniger Tag, wir saßen an einem Tisch im Freien, wahrscheinlich im Garten eines kleinen Kaffeehauses. Mein Vater hatte eine Schale Kaffee vor sich und trank daraus immer wieder einen Schluck. Da sah er wahrscheinlich meinen begehrlchen Blick und sagte: „*Magst auch kosten?*“ Da tat meine Mutter, als wäre sie ungeschickt, schob die Schale zu mir und warf sie dabei um. Es gab ein wenig Ärger, die Schale flog vom Tisch und ich konnte nicht mehr „kosten“. Meine Mutter hat mich vor Ansteckung bewahrt! Ich hörte, wie sie diese Geschichte Freunden erzählte. Die Sorge, dass ich TBC bekam, plagte sie noch lange. Die kleine Geschichte zeigt aber auch, man verschweigt dem Patienten den Ernst seiner Erkrankung. Vielleicht tut man das heute noch, so sagte einst ein sterbender Mann zu mir: „*Bitte, bitte sag meiner Frau nicht, dass ich sterben muss, sie würde das nicht ertragen.*“

Am selben Tag sagte mir die Frau: „*Sag bitte meinem Mann nicht, dass er sterben muss, er hat keine Ahnung!*“ Wenn dies auch aus Liebe geschieht, jedoch wissen sie nicht, dass sie die wertvollsten Lebens- und Liebesgespräche versäumen, die dem grausamen und unfassbarem Tod den Schimmer eines Trostes bringen. Mein Mann und ich haben einander versprochen, die Wahrheit zu sagen, und ich möchte diese letzten Gespräche nicht missen! Das gemeinsame Ertragen des Todes.

Mein Vater war Bäcker, solide und bescheiden. Er war älter als meine Mutter, sie war 18, er 45, als sie heirateten. Stell ich mir ihn so ruhig vor, weil er so ruhig da lag? Er ist mir ein Unbekannter geblieben. Jetzt, da ich selbst alt bin und immer mehr geliebte Menschen und Freunde diese Welt verlassen haben, denke ich öfter an ihn. Mein lieber, unbekannter Vater, danke für das Leben! Wo bist du? Existierst du? Werden wir einander kennen lernen? Könnte ich so fest und unerschütterlich glauben, wie es mein Mann Karl bis zum letzten Atemzug geglaubt hat, dass der Tod nicht das Ende ist? So stark ist mein Glaube nicht. Doch die Hoffnung ist da, und sie stärkt meinen schwachen Glauben.

Meine Mutter

Meine Mutter war eine einfache, bescheidene, kluge Frau. Ihr Lebensweg ist, für uns kaum mehr vorstellbar, hart. Geboren in der Slowakei in einem kleinen Ort bei Malacky, der Vater war Müller und sie war das elfte Kind der Familie. Ihre Mutter war 33 Jahre alt, hatte schon zehn Kinder geboren und starb bei dieser elften Geburt. Bei der Geburt meiner Mutter. Der Vater blieb mit den elf Kindern allein. Das war damals kein ungewöhnliches Schicksal. Es war normal, dass die Frauen jedes Jahr ein Kind auf die Welt brachten. Eine verantwortungslose Überforderung des Körpers der Frau, viele starben jung. Ein schmerzliches Kapitel des Leidensweges der Frauen. Erst in meiner Jugend versuchte man den Frauen zu helfen. Als wir jung verheiratet waren, ließ auch innerhalb der Kirche ein Theologe seine Stimme hören. Es war Bernhard Häring. Er verkündete, dass die Eltern beschließen sollten, wie viele Kinder sie verantworten können und nannte es die „Verantwortete Elternschaft“. Häring hatte deshalb viele Schwierigkeiten mit Rom auszustehen, wir aber, und mit uns sicher viele Ehepaare, die ein christliches Leben versuchten, waren und sind ihm dankbar geblieben. Und die Ärzte sagten es uns auch: Mindestens zwei Jahre braucht der weibliche Körper, um die Folgen einer Geburt wieder auszugleichen. Davon war zur Zeit meiner Großmutter keine Rede!

Meine Mutter war eine großartige Erzählerin. Ihre Kindheit ließ sie nicht los, und es war wie im Märchen. Ein Mann mit elf Kindern, vom Neugeborenen bis zu 14 Jahren, konnte auf Dauer nicht allein bleiben. So kam die Stiefmutter und sie war wie die Stiefmutter im Märchen. Hart zu den Kindern und

böse. Ihren Vater liebten die Kinder sehr. Er sah wohl, dass die Kinder zu wenig Liebe hatten, er konnte nur Einiges gutmachen. Eindringlich, mit echter Erzählergabe schilderte meine Mutter die Leiden ihrer kindlichen Tage. Schläge, bittere Worte waren ihr tägliches Brot. Abends wurde sie zum nächsten Bauern um Milch geschickt, sie musste durch einen finsternen Wald. Furchtbare Angst quälte sie. Besonders als sie glaubte, Schritte zu hören, die wieder stillstanden, wenn sie zitternd lauschte. Es war ihr Vater, der ihr (heimlich, wie sie sagte) nachgegangen war und seine Worte: „*Du fürchtest dich wahrscheinlich*“, bewahrte sie fürs ganze Leben als Kostbarkeit. Er nahm ihr die Milchkanne ab und nahm sie bei der Hand. Als sie mir das 40 Jahre danach erzählte, war die Liebe des Vaters für sie immer noch ein wunderbares Erlebnis. Vielleicht war es diese Liebe, die sie gütig, liebevoll werden ließ, ohne Verbitterung und Hass. Spät, sehr spät, meine Mutter lebte nicht mehr, habe ich dieses Land gesehen – die Ruinen der Mühle standen noch (jetzt sind sie ganz zerfallen) – und den schaurig schönen Wald, der bei Dunkelheit einem Kind wohl Ängste machen konnte.

Die Stiefmutter schaute, dass die Kinder bald aus dem Haus kamen und mit sieben Jahren traf es auch meine Mutter. Sie wurde nach Wien zu einer Familie als Kindermädchen ebracht und musste dort drei Kinder beaufsichtigen. Ihre lebhaften Schilderungen, ihr Heimweh, ihre Strafen für alles, was die Kinder anstellten, ihre Einsamkeit und Ratlosigkeit berührten mein Herz zutiefst. Sie ließen mich unsere Armut, denn nach dem Tod meines Vaters waren wir arm geworden, in einem neuen Licht sehen. Doch ich war nicht unglücklich, die Liebe meiner Mutter war mein Reichtum. Diese Jahre egten den Grund meiner Liebe für die Armut fest, die mich mein ganzes Leben begleitet. Zweifellos legte meine Mutter auch den Glauben an Gott in mein kindliches Herz. Nicht mit

Worten, ich erinnere mich an kein Wort über Religion, auch kann ich mich nicht erinnern, dass sie oft in die Kirche ging. Vielleicht hab ich das vergessen, aber eines blieb mir unvergessen: Ich muss so um die sechs Jahre alt gewesen sein, meine Mutter war wieder verheiratet, der Stiefvater war kein Böser. Wir schliefen in einem Raum der typischen Bassena-Wohnung im 13. Bezirk in Wien. Ich lag schon im Bett, es war schon dunkel. Meine Mutter kam herein, um ins Bett zu gehen, aber vorher verschwand sie auf dem Boden vor dem Bett und war da einige Minuten still. Ich wusste nicht, was sie da machte und fragte: „*Mama, was machst du denn da am Boden?*“ Etwas verlegen sagte sie: „*Weißt, ich bete ein bissl, bevor ich schlafen geh.*“ Jeden Abend erlebte ich es wieder. Sie kniete am Boden. Es machte mir großen Eindruck und unwillkürlich faltete auch ich die Hände. Mehr als jedes belehrende Wort, mehr als aller Religionsunterricht, gab mir damit meine Mutter den Glauben fürs Leben.

„Mama, bitte, sperr mich ein“

So soll ich meine Mutter immer gebeten haben, wenn sie mich bei Nachbarn in Gewahrsam geben wollte. Nach dem Tod meines Vaters war meine Mutter gezwungen, arbeiten zu gehen, um uns zu erhalten. Da sie keinen Beruf erlernt hatte, ging sie in die Fabrik. Nie habe ich erfahren, was sie da eigentlich arbeitete. Ich wusste nur, dass sie nicht daheim sein konnte. Was tun mit dem Kind? Bei wohlmeinenden Nachbarn war ich so unglücklich, bis endlich meine Bitte erhört wurde: „*Bitte, sperr mich ein!*“ Meine Mutter wagte es einmal, und nachdem sie mich bei der Heimkehr wohlbehalten und sogar beglückt wirkend vorfand, erfüllte sie mir, wohl mit viel Bangen, den sehnlichen Wunsch.

Es mag unglaublich und schwer verständlich sein in der heutigen Zeit der Kindergarten-Betreuung, dass ich diese Zeit, alleine in der Wohnung, als glückliches, ja wichtiges Ereignis meines Lebens betrachte, aber es ist so. Vom vierten bis zum sechsten Lebensjahr, als ich sechs Jahre alt war, heiratete meine Mutter wieder, muss es gewesen sein. Ich war glücklich, ja, wirklich glücklich. Ich spielte und lebte alle Märchen, erdachte neue. Die Zeit wurde mir nie lang. Ich weiß noch, dass der Kachelofen der König war, der mir auch das Essen brachte, das wohl vorbereitet in der Warmhalte-Mulde des Ofens bereit stand. Was ich alles machte, erdachte ist mir nicht in Einzelheiten in Erinnerung, ich war jedoch sehr glücklich. Wenn ich Menschen wollte, öffnete ich das vergitterte Fenster, das von der Küche auf den Gang sah, stellte meinen kleinen Kaufmannsladen auf das Fensterbrett und brauchte auf Besucher nicht lange zu warten. Ich verkaufte zur Freude der Kinder

Mutters Zucker zur Gänze, gegen Papierschnitzel als Geld. Zucker war damals in dieser Notzeit eine Kostbarkeit. Das erzählte mir meine Mutter und sie fügte hinzu: „Aber ich schimpfte gar nicht, weil du mir so leid tatest“. Ich tat mir nicht leid, ich lebte in einem unglaublichen inneren Reichtum. Diese zwei Jahre machten mich weder verrückt noch griesgrämig, sie schenken mir für mein Leben die Gewissheit, dass Alleinsein nicht Einsamkeit sein muss, sondern Leben aus der Tiefe sein kann.